

Mit dem Nachtzug von Grabow nach Berlin

Erinnerungen an die bewegten 50-Jahre

„Kinder, schnell ins Bett! In ein paar Stunden müsst ihr wieder aus den Federn; wir fahren nach Berlin.“

Diese Worte unserer Mutter hörten mein Bruder und ich in den 50-er Jahren häufig. Sie bedeuteten für uns Aufregung, Spannung und Freude zugleich.

Berlin, was für eine Stadt!

Mit dem Einschlafen klappte es bei uns schlecht. Nach kurzer Zeit, es waren gerade gut vier Stunden vergangen, mussten wir schon wieder aufstehen. Die Augenlider waren schwer wie Blei. Aber als der Gedanke „Berlin“ Gestalt annahm, waren wir mit einmal hellwach und verrichteten ohne die sonst üblichen Ermahnungen unsere gewohnten morgendlichen Handgriffe.

Wir lebten in der mecklenburgischen Kleinstadt Grabow, wo jeder jeden kennt, wo alles überschaubar war und wo es kaum besondere Ereignisse gab.

Alles ging stets seinen geregelten Gang, wenn nicht in dieser Zeit die Flüchtlingswelle in den Westen von Jahr zu Jahr angestiegen wäre, mit der immer mehr Bürger die DDR illegal verließen.

Was war es für ein gewaltiger Unterschied zwischen unserem kleinen, gemütlichen Grabow und dem großen Berlin, der Frontstadt mit den vier Besatzungszonen.

Die Alliierten teilten nach Beendigung des Krieges diese Stadt, die bis dahin die Reichshauptstadt Deutschlands war.

Sie waren die Gewinner und hatten das Sagen.

Es entstanden laut dem Potsdamer Abkommen vom August 1945 drei Westsektoren, verwaltet von den Amerikanern, den Briten und den Franzosen sowie ein Ostsektor, der der sowjetischen Kommandantur unterlag.

Sieger und Besiegte lebten in Berlin miteinander und prägten das Gesicht der Stadt. Viele Sprachen wurden gesprochen und es gab unzählige Probleme, mit denen die Menschen fertig werden mussten. Die Not war groß. Aber sie machte auch erfinderisch, um überleben zu können.

„Auferstanden aus Ruinen...“, so lautete der Text der DDR Nationalhymne. Hier, wie auch in vielen anderen deutschen Städten traf er hundertprozentig zu.

In dieser Stadt lebte der Bruder unserer Mutter. Genau genommen wohnte er in Westberlin, im amerikanisch besetzten Stadtteil Neukölln.

Schon nach Abschluss seiner Lehrzeit Ende der zwanziger Jahre, zog es ihn in die Stadt an der Spree. Dort gründete er eine Familie und verdiente sein Geld als selbständiger Bäcker- und Konditormeister.

Zu ihm und seiner Familie sollten also viele Jahre unsere Reisen gehen.

Es war im Sommer 1952, als ich mit sechs Jahren das erste Mal in diese unvergleichliche, atemberaubende Stadt kam, in eine Stadt voller Gegensätze, wie sie größer nicht sein konnten. Der Status von Berlin war einmalig und einzigartig.

Nachts gegen 1.30 Uhr fuhr unser Zug vom Grabower Bahnhof in Richtung Berlin ab. Wir nutzten diese Abfahrzeit, weil unsere Mutter Zeit sparen wollte, um den Ankunftstag für den Zweck der Reise voll nutzen zu können. Unsere Großeltern mussten ihr Papiergeschäft in der Kirchenstraße, in dem unsere Mutter als Verkäuferin tätig war, solange alleine betreuen. In der Regel dauerte unser Aufenthalt in Berlin nur zwei bis drei Tage.

Eine Fahrt, die um ein Haar durch ein Versäumnis unserer Mutter nicht stattgefunden hätte, ist mir wie so manches andere auch, im Gedächtnis haften geblieben.

Wir wollten mit Frau Berger, einer Bekannten, nach Berlin fahren. Sie hatte dort etwas zu erledigen, kannte sich aber weder mit dem Reiseweg, noch in der Stadt aus. Frau Berger bat uns, sie mitzunehmen.

In der verabredeten Nacht wartete sie vor unserem Haus auf uns. Wir schliefen jedoch den Schlaf der Gerechten, denn unsere Mutter hatte vergessen das Läutwerk vom Wecker anzustellen. Plötzlich drangen ungewohnte Geräusche in regelmäßigen Abständen an unser Schlafzimmerfenster. Es dauerte eine Weile, bis diese in unser Bewusstsein gedrungen waren und wir reagieren konnten.

Ja, draußen auf der Kirchenstraße stand Frau Berger und wollte uns abholen. Da wir ihre Rufe nicht hörten, eine elektrische Klingel gab es nicht, warf sie in ihrer Not kleine Steinchen an unser Schlafzimmerfenster. Das führte zum Erfolg.

Aber was nun, wir hatten verschlafen. Unsere Mutter scheuchte uns aus den Betten und wir schlüpfen Hals über Kopf in unsere Kleidung, die zum Glück abends zuvor bereit gelegt wurde. Ohne die übliche Morgentoilette, ohne Frühstück, ohne die Betten zu machen oder irgendetwas aufzuräumen, stürmten wir aus dem Haus und liefen im Laufschrift zum Bahnhof.

Frau Berger war auf unsere Bitte hin schon voraus geeilt. Mit hochroten Köpfen erreichten wir keuchend den Zug in dem Moment, als der Schaffner das Abfahrtsignal durch das Hochhalten seiner Kelle geben wollte.

Er schob uns schnell in das nächstbeste Abteil, gab sein Zeichen und los ging die Fahrt. Die Fahrkartenkontrolle, die sonst an der Sperre zum Bahnsteig zwecks Entwertung erfolgte, wurde nun im Zug vorgenommen.

Ebenso holten wir dort notdürftig das Versäumte auf der Toilette nach. Mit kaltem Wasser wuschen wir uns Gesicht und Hände und kämmt die Haare. Das Zähneputzen fiel aus. Proviant hatten wir aus Zeitmangel keins dabei. Ich glaube, Frau Berger half uns über den Hunger hinweg, in dem sie ihre Butterbrote mit uns teilte.

Aus Gründen der Sparsamkeit unternahmen wir alle Fahrten nach Berlin mit dem Personenzug 3.Klasse, auch Bummelzug im Volksmund genannt. Manchmal waren die Bahnschranken am Kießerdamm schon herunter gedreht, wenn wir über die Steine des Gehweges an der Fritz-Reuter-Schule zum Bahnhof hasteten.

Unsere Tritte hallten durch die einsame Nacht. Die Straßen waren menschenleer.

Aus einiger Entfernung wehte der Glockenschlag der Rathausuhr zu uns herüber und mahnte uns zur Eile. Aber wir schafften es immer bis zur Abfahrt des Zuges, oft noch in letzter Minute. Vorausschauend kaufte unsere Mutter die Fahrkarten bereits am Abend zuvor. Das war nicht selten unsere Rettung.

Die Bahnstrecke Hamburg- Berlin war bis Kriegsende zweigleisig. Zu den von Ostdeutschland zu zahlenden Reparationskosten gehörte nicht nur die Demontage der noch intakten Betriebe und Betriebsteile, sondern auch die Entfernung des zweiten Gleises auf diesem wichtigen Verkehrsweg. In Grabow haben wir Kinder die Demontage am Bahnübergang Kießerdamm verfolgen können. Ziel der zerlegten Gleise war die Sowjetunion. Der verbliebene Schienenstrang hatte nun den gesamten Güter- und Personenverkehr zwischen den beiden Großstädten zu tragen. Dadurch waren natürlich Verspätungen an der Tagesordnung, auch bei unseren Nachtfahrten. Aber wir hatten keine andere Wahl als mit der Deutschen Reichsbahn zu fahren. Das Abendteuer mit dem Nachtzug nach Berlin konnte beginnen.

Hallo Berlin, wir kommen!

Für die nächsten Stunden war der Bummelzug unser Zuhause. Er wurde von einer großen schwarzen Dampflokomotive gezogen. Sie war ein richtiges Ungetüm. Die typischen, einprägsamen Geräusche habe ich heute noch im Ohr.

Der Einstieg in die Waggons war gerade für ältere Bürger beschwerlich. Dazu mussten drei hohe Stufen überwunden werden. Im nüchternen, oft zugigen Abteil saßen wir auf harten, abgewetzten Holzbänken mit anderen Fahrgästen zusammen. Jedes Abteil hatte eine Tür. Es gab keinen separaten Gang und keine Trennwand zwischen dem Sitzbereich und dem Ausstieg. Zum Unterbringen des Reisegepäcks waren Netze an den Wänden über den Rückenlehnen angebracht, die notfalls auch als Schlafstätte für kleine Kinder dienten. Deckenlampen gaben trübes Licht. Es eignete sich eher für ein Nickerchen, als zum Lesen. Die Fensterscheiben waren teilweise blind und gaben daher keine gute Sicht frei. Sie konnten mittels eines breiten Riemens geöffnet werden, wovon wir auf den Bahnhöfen hin und wieder Gebrauch machten, aber auch dann, wenn der Zug immer wieder auf freier Strecke minutenlang hielt. Manchmal musste er einem Schnellzug die Vorfahrt gewähren, aber oft erfuhren wir den Grund für das Halten nicht. Es fehlte das zweite Gleis.

Ein Gespräch kam unter den Reisenden kaum zustande. Einige hingen ihren Gedanken mit leerem Blick nach, doch die meisten dösten schläfrig vor sich hin. Uns Kindern erschien die Dauer der Fahrt unendlich. Vier Stunden brauchte der Zug für die ca.130 km bis Nauen, eine Ewigkeit. An jeder dörflichen Station machte er Halt. Das kostete Zeit und strapazierte die Nerven.

Im Gepäck unserer Mutter befand sich auf jeder Reise ein Taschenfahrplan. Der war für uns ganz wichtig, denn wir wollten immer wissen, wo wir uns gerade befanden, wie die nächste Station hieß und wie lange die Fahrzeit bis dort dauerte. Am Fahrplan verfolgten wir exakt den Streckenverlauf.

Einhalb Stunden nach Mitternacht verließ der Zug in Grabow stampfend und zischend den Bahnhof in Richtung Berlin. Die erste Haltestation war Klein Warnow.

Die Bremsen quietschten, der Zug ruckte, die Räder blieben stehen. Der Bahnsteig war spärlich beleuchtet. Keiner stieg aus, keiner stieg ein. Es dauerte zwei, drei Minuten bis sich der Zug schleppend wieder in Bewegung setzte.

Karstädt, die Bremsen quietschten, der Zug ruckte, die Räder blieben stehen. Nach einer kleinen Ewigkeit ertönte ein Pfiff, der in der Ferne verhallte. Der Zug ruckte an, die Räder begannen sich zu drehen, die Fahrt ging weiter.

Dergenthin, der Ablauf wiederholte sich, bremsen, rucken, stehen, warten, weiter fahren. Die Räder erzeugten monoton wieder und wieder die gleiche Melodie, ratta tam, ratta tam.

Wittenberge, die erste Etappe war erreicht, aber das Ziel noch fern, sehr fern. Nach einem etwas längeren Aufenthalt in der Stadt der Nähmaschinen, hier stiegen auch einige Mitreisende zu, begann der zweite langweilige Streckenabschnitt.

Breese, Kuhblank, Bad Wilsnack, anhalten - fahren, anhalten - fahren.

Glöwen, Breddin, Stüdenitz, anhalten - fahren, anhalten - fahren, noch immer nicht Nauen.

Stereotyp und schwerfällig quälte sich der Zug rumpelnd über die in Schotter gebetteten Holzschwellen von Station zu Station. Durch den ständigen Wechsel zwischen Beschleunigen und Bremsen drangen unangenehme, schrille Geräusche an unsere Ohren. Sie rissen die größtenteils vor sich hin dämmernden Fahrgäste ständig aus ihrem oberflächlichen Sekundenschlaf.

Nun kamen die Haltestellen Zernitz, Neustadt/Dosse, Friesack. Wieder und wieder der gleiche Ablauf.

Eine willkommene Unterbrechung der uns endlos erscheinenden Fahrt war der Verzehr von Mutters Broten. Eine Leberwurststulle schmeckte zu jeder Zeit. Auch tat ein Schluck heißer Malzkaffee aus der Thermosflasche gut.

Manchmal stand der bleiche Mond am Himmel und tauchte die Natur in ein fahles, gespenstisches Licht. Sie wirkte in solchen Nächten starr, trostlos und unwirklich.

Sobald es uns die Dämmerung ermöglichte, verfolgten wir Kinder die Fahrt mit dem Blick aus dem Fenster.

Was sich uns bot war immer gleich. Wiesen und Äcker huschten im Morgengrauen vorbei. Hin und wieder wurden sie von Waldstücken unterbrochen. Stellenweise nahmen Nebelschwaden uns die Sicht. Kein Lebewesen war zu sehen. Nur ab und zu unterbrachen die krächzenden Rufe der Krähen die Stille der Nacht.

Die Bahnhöfe auf den Dörfern waren bis auf wenige Ausnahmen menschenleer. Lediglich der Schaffner mit der roten Mütze tat verschlafen seinen Dienst. Er hob die Kelle, es ertönte ein lauter Pfiff und ächzend setzte sich der Zug erneut in Bewegung, ratta tam, ratta tam.

Nach einer kleinen Ewigkeit war wieder eine öde Station erreicht, Vietznitz.

Das Ritual kannten wir inzwischen zur Genüge. Auch hier wiederholte es sich. Als die gute, alte Dampflok mit ihren vielen Waggons schnaufend und zischend den Bahnhof von Vietznitz verlassen hatte, hielten wir noch in Paulinenaue und in Bergerdamm.

Dann endlich kam Nauen, das Ziel der zweiten Reiseetappe, das wir mit Herzklopfen herbeigesehnt hatten.

Wir verließen den Zug steif vom Sitzen und mussten nach einer gewissen Wartezeit auf dem Bahnsteig in den Vorortzug nach Falkensee umsteigen. Der aber hatte es mit der Abfahrt gar nicht eilig.

Grenzpolizisten kamen in die Abteile und führten die gefürchteten Kontrollen durch. Sie pickten sich willkürlich einige Reisende heraus und forderten sie auf, mitzukommen. In einem Kontrollhäuschen auf dem Bahngelände wurde das Gepäck von ihnen akribisch durchsucht und bei den verdächtig erscheinenden Personen wurde eine Leibesvisite vorgenommen.

Nicht immer konnten diese Fahrgäste ihre Reise fortsetzen, denn wenn sie sogenannte „Schmuggelware“ mit sich führten, oder eine Fluchtgefahr bestand, wurden sie festgenommen und ihre Reise hatte ein jähes Ende gefunden.

In den 50-er Jahren sind unzählige Familien in den Westen „abgehauen“, so nannte die Bevölkerung die illegale Flucht der Menschen. In der DDR war der „Ausverkauf“ in beängstigender Weise in vollem Gange. Auch aus Grabow verschwanden viele namhafte Bürger sang- und klanglos bei Nacht und Nebel und ließen Hab und Gut zurück. Ihr Wunsch nach Freiheit hatte oft einen hohen Preis, aber er hat dennoch gesiegt.

Die im Falkenseer Zug verbliebenen Insassen mussten sich ausweisen und den Grund und das Ziel ihrer Fahrt nennen. Ihr Gepäck hatten sie anzugeben und für Stichproben zu öffnen. Trotzdem wir nie etwas Unerwünschtes bei uns hatten, war uns stets mulmig zumute. Die ganze Atmosphäre hatte etwas Bedrohliches und Unheimliches an sich.

Einige Fahrgäste jedoch verbargen in ihren Koffern Essbesteckkästen sowie echten Schmuck und Kostbarkeiten aus Kristall und Porzellan, andere wiederum Tisch- oder Bettwäsche aus Damast. Auch hochwertige optische Geräte wurden mit über die Grenze genommen.

Die Bauern hatten Schinken, Speck, Würste und Geflügel bei sich und das oft in großer Stückzahl. Diese Waren wurden beschlagnahmt, weil sie wegen der Menge nicht für den Eigenbedarf bestimmt sein konnten, sondern für den Handel auf dem Schwarzmarkt. Man nannte die Leute „Schieber“. Jeder von ihnen hoffte, nicht entdeckt zu werden. Der Schwarzhandel war ein Tauschhandel und blühte zwischen West und Ost in den ersten Nachkriegsjahren gewaltig.

Für viele Menschen war er lebensnotwendig, manchmal auch lebensrettend.

Nach den Kontrollen setzte sich der Zug in Bewegung. Die Fahrgäste begannen sich zu entspannen. Es wurde auf einmal miteinander geredet. Da man schon ein paar Stunden Fahrt zusammen verbracht hatte, war nun die Zeit für ein kleines Schwätzchen gekommen. Es drohte keine Gefahr mehr, denn die Kontrollen waren vorüber. So mancher Zuginsasse atmete befreit auf.

Dieses Verhalten der Mitreisenden beobachtete ich mehrere Jahre auf unseren Fahrten, konnte jedoch erst mit zunehmendem Alter Zusammenhänge begreifen und Verhaltensweisen richtig einordnen.

Der Vorortzug brauchte von Nauen nach Falkensee etwa eine halbe Stunde Fahrzeit und passierte auf dieser Strecke nur noch die Bahnhöfe Brieselang und Falkenkrug. Es war der kürzeste Reiseabschnitt.

In Falkensee stiegen wir in die S-Bahn um und damit begann die letzte Etappe unserer Nachtfahrt. Wir fühlten uns dem Ziel schon recht nahe und es gab viel Interessantes durch die Fenster der Schnellbahn zu sehen.

Allein die kurze Zugfolge, damals fuhr sie im Fünfmintentakt und das schnelle Aus- und Einsteigen an den Haltestellen mit dem typischen Geräusch beim automatischen Öffnen und Schließen der Türen, war für uns etwas ungewohnt Neues.

Für viele Menschen begann der Arbeitstag.

Ein Hauch von Berlin wehte zu uns herein. Der Kontrast zwischen West und Ost war kaum besser zu erkennen als bei einer Fahrt mit der rot-gelben Stadtbahn. Die Haltestellen änderten ihr Gesicht im Minutentakt je nach Lage des Sektors. Helles Licht und gleißende Leuchtreklamen gaben uns Hinweis darauf, wo wir uns gerade befanden, nämlich im Westteil der Stadt. An den Wänden der S-Bahnstationen warben überdimensionale Plakate für die Zigarettensorten „HB“, „Lux“ und „Peter Styvesand“ sowie für Filme und Veranstaltungen jeglicher Art.

Im Ostsektor dagegen sahen die Haltestellen trist und grau aus. Die Wände waren nicht plakatiert, sie gähnten vor Leere und an vielen Stellen bröckelte der Putz ab.

Es war also einfach, zu erkennen, ob man West- oder Ostboden unter den Füßen hatte. Die Gefühle wechselten im gleichen Tempo wie die Bahn die Stationen.

Schon in der S-Bahn meinten wir, ein Stückchen „Freiheit“ riechen zu können.

Durch die optischen Eindrücke und die Dauer der Fahrt erschien uns der Abstand zu unserem Heimatort Grabow unendlich groß.

In Westkreuz wechselten wir die S-Bahn und mussten über eine Treppe auf einen anderen Bahnsteig. Dort benutzten wir die Bahn in Richtung Sonnenallee. Der S-Bahnhof Sonnenallee war Endstation unserer Reise, die von Grabow bis Berlin Neukölln incl. Wartezeiten ca. 6,5 Stunden dauerte.

Als ich mit meinen sechs Jahren zum ersten Mal in Berlin war dachte ich, der Krieg sei gerade erst zu Ende gegangen. Überall standen Ruinen. Fast jedes dritte Haus lag noch in Schutt und Asche, manchmal ganze Straßenzüge. Der Aufbau war zwar schon längst im Gange, aber bei so einer totalen Zerstörung brauchte es viele Jahre, bis alle Reste des Krieges beseitigt waren.

Beim Anblick der Kriegsfolgen wurde mir unheimlich zumute. Mein Herz begann schneller zu klopfen. Unwillkürlich drückte ich die Hand meiner Mutter fester. Sie erwiderte meinen Händedruck mit gleicher Intensität und versicherte mir dadurch Schutz und Geborgenheit.

Gespräche über den Krieg hatte ich immer mal mit angehört. Auch in Grabow gab es genug Flüchtlinge, die Furchtbares erleben mussten und davon berichteten.

Unsere Großeltern hatten, wie viele andere Bürger auch, Heimatvertriebene in ihrem Haus einquartiert.

Doch die wirklichen Ausmaße des Krieges sah ich in Berlin in erschreckender Weise zum ersten Mal hautnah vor mir. Ängstlich nahm ich das Gesehene wahr und habe diese Bilder bis heute nicht vergessen.

Den Bahnhof Sonnenallee, nach der bekannten Berliner Straße „Sonnenallee“ benannt, verließen wir über eine Treppe mit vielen Steinstufen und mussten mit unserem Gepäck noch mehrere hundert Meter Fußmarsch absolvieren.

Wir kamen in dieser belebten Geschäftsstraße an zahlreichen Läden vorbei.

Als erstes bot sich unseren Augen ein Obst- und Gemüseladen. Beim Anblick der herrlichen frischen und farbenfrohen Ware lief uns das Wasser im Mund zusammen. Einige Südfrüchte kannten wir nur dem Namen nach, andere Sorten waren uns völlig fremd.

Die Schaufensterdekorationen zogen unsere Blicke magisch an. Uns Kinder begeisterten in erster Linie die ausgestellten Schreib- und Spielwaren. Unsere Mutter hingegen guckte verstohlen auf die Kleidungsstücke im neuesten Modetrend, die für sie natürlich unerschwinglich waren.

Die lebensgroßen Poster von Schlagersängern aus der Jugendzeitschrift „Bravo“ konnte man nicht übersehen. Ich erinnere mich noch genau an Freddy Quinn als Pappfigur mit einer Gitarre in der Hand. Auf dem Poster stand sein Titel „Die Gitarre und das Meer“.

Wir waren in eine aufregende, bunte Welt eingetaucht. Viele Menschen eilten geschäftig auf dem Weg zur Arbeit an uns vorbei. Schulkinder versuchten pünktlich ihre Lehranstalt zu erreichen. Hunde wurden zum Gassi gehen ausgeführt. Auch Katzenfreunde gingen mit ihren Lieblingen an der Leine spazieren. Nicht selten waren die kleinen Stubentiger sogar bekleidet. Wir drehten uns mehrmals nach ihnen um, denn sowas hatten wir noch nie gesehen.

Keiner nahm uns in dieser belebten, großen Straße wahr, aber wir registrierten sehr viel. Volle Straßenbahnen bimmelten in der Sonnenallee an uns vorbei. Sie brachten die Berufstätigen an ihr Ziel. U-Bahnhaltestellen, die an unserem Weg lagen, wurden stark frequentiert und übten bei unseren Reisen immer wieder einen besonderen Reiz auf uns aus. Die Inhaber von Einzelhandelsgeschäften deponierten gerade ihre Ware auf dem Gehsteig vor ihrer Filiale.

Die 8. Stunde des Tages hatte begonnen

Nach einem Fußmarsch von ungefähr 25-30 Minuten erreichten wir die von der Sonnenallee abbiegende Innstraße, in der der Bruder unserer Mutter mit Familie wohnte.

Dort war unser endgültiges Reiseziel. Die Fahrt mit dem Nachtzug von Grabow nach Berlin hatte ihr Ende gefunden.

Ohne die Menschen, die entscheidend an der Entstehung der Bahnlinie Hamburg - Berlin mit Verlauf der Trasse durch unser Grabow mitgewirkt und sie realisiert haben und den Bau des Grabower Bahnhofes beschlossen und durchführten, wären viele Reisen und Gütertransporte, so auch unsere Nachtfahrten nach Berlin, nicht möglich gewesen.

Postum ein Dank an jene.